

Die Apologie des Christentums bei Blaise Pascal\*

Blaise Pascal ist einseitig als der Verfasser der *Lettres écrites à un provincial*, als Parteigänger von Port Royal und schließlich sogar als „Wegbereiter Voltaires“ in die Geschichte eingegangen. Sein eigentliches Anliegen, wir können sagen, seine religiöse Mission im Zeitalter der Renaissance und Aufklärung ist so nicht zur Auswirkung gekommen.

Dieser Seite aber gilt das heute so auffallend große Interesse an Pascal; sie soll im Folgenden herausgestellt werden.

Zunächst einige Daten: Blaise Pascal wurde am 19. Juni 1623 zu Clermont geboren. Als Kind von drei Jahren verlor er seine Mutter, womit seine Erziehung ganz in der Hand des Vaters lag. Mit 16 Jahren schrieb er seine berühmte Abhandlung über die Kegelschnitte; mit 19 Jahren erfand er zur Unterstützung seines Vaters, damals leitender Steuerbeamter in Rouen, eine vielbewunderte Rechenmaschine; mit 23 Jahren machte er wichtige Experimente im Zusammenhang mit den Toricellischen Versuchen über den leeren Raum. In dieser Zeit, 1646, kam er aus Anlass der Krankheit seines Vaters mit Ärzten aus dem Kreis von Port Royal in Kontakt. Das führte zu einer intensiveren Begegnung mit religiösen Fragen, die eine Unruhe über ihn brachte, ohne dass der entscheidende Durchbruch erfolgte.

Acht Jahre lang ist Pascals Leben „ein unstetes Hin und Her, ein Jagen zwischen Gegensätzen und ein Knäuel von Widersprüchen. Religiös und unreligiös, fanatisch und lax, selbstisch und voller Selbstverachtung, verzweifelt in Krankheit und hingegeben an den Rausch des Lebens.“<sup>1</sup>

In der Nacht vom 23. auf den 24. November 1654 kommt die Gnade über ihn in einem mystischen Erlebnis, das er selbst als Feuer, Erleuchtung und Leben bezeichnet. Als sog. *Memorial* trägt er den schriftlichen Niederschlag dieser Nacht in sein Gewand eingenaht bei sich.

Aus dieser inneren Begegnung mit Christus vermag Pascal sich frei zu machen von den Versuchungen seiner Zeit: Dem Positivismus der Wissenschaft, dem Relativismus und nicht zuletzt der Diktatur einer [233] Gesellschaft, die aus skeptischer Indifferenz einem letzten Ziel gegenüber das Gesellschaftliche zum Selbstzweck machte.<sup>2</sup>

In den acht Jahren nach seiner „Bekehrung“, wie Pascal das Gnadenerlebnis von 1654 nennt, bis zu seinem Tode – er starb im Alter von 39 Jahren am 19. August 1662 – arbeitet er an einer Apologie des Christentums. Dieses Werk wurde nicht vollendet, nur Gedankensplitter sind auf uns gekommen, die sog. *Pensees*. Diese sind also keine Lehrsprüche, auch keine Aphorismen, d.h. kurze aber doch durchgefeilte Äußerungen von Gedanken, sondern vorläufige Notizen, Gedächtnisstützen und Entwürfe zu einem großen Werk, dessen Ausführung ein vierjähriges Siechtum und schließlich der Tod verhinderten. Waren die einzelnen Gedanken schon zufällig, wie sie Pascal auf Spaziergängen und zu anderen Anlässen kamen, aneinandergesetzt, so hat der Buchbinder, dem die nachgelassenen Blätter zum Binden übergeben wurden, durch willkürliches Auseinanderreißen von Zusammengehörigem noch weitere Unordnung gestiftet. Dabei lassen die *Pensees* durchaus eine innere Ordnung spüren und entsprechend haben sich verschiedene Gelehrte an einer Ausgabe versucht. Allerdings haben diese Versuche nicht zu eindeutigen Lösungen geführt. Von hier aus erklären sich die verschiedenen Zählweisen der Fragmente.<sup>3</sup>

\* TThZ 64 (1955) 193-204, 283-294.

<sup>1</sup> H. Lützel, Pascal, Religiöse Schriften, Kempen 1947, 18.

<sup>2</sup> Vgl. Lützel a.a.O. S. 20f.

<sup>3</sup> Wir halten uns an die Ausgabe von Leon Brunschvicg (Taschenausgabe: *Pensees et Opuscules*, Paris o. J. = P. et Op.) und folgen entsprechend der deutschen Übersetzung von Ewald Wasmuth: Blaise Pascal, Über die Religion und über einige andere Gegenstände (*Pensees*), Heidelberg <sup>5</sup>1954; DERS., Blaise Pascal, Die

Neben den *Pensees* verwerte ich die „Unterhaltung über Epiktet und Montaigne“, die Pascal mit Herrn de Saci, Beichtvater von Port Royal, geführt hat (1655).<sup>4</sup> Sie ist mit Recht als der Schlüssel zu den *Pensies* bezeichnet worden.

## I. Das Elend des Menschen ohne Gott

In Fr. 60 gibt Pascal selbst die Einteilung seiner geplanten Apologie an: „Erster Teil: Elend des Menschen ohne Gott. Zweiter Teil: Glückseligkeit des Menschen mit Gott.“ Wir sehen: Pascal geht vom Menschen aus, um die Religion zu suchen, die der Situation des Menschen gerecht wird und ihm Heilung gibt. Wie sieht Pascal den Menschen? [234] Fr: 693: „Wenn ich sehe, wie blind und elend die Menschen sind, wenn ich bedenke, dass das ganze Weltall stumm und der Mensch ohne Einsicht sich selbst überlassen ist, wie ein Verirrter in diesem Winkel des Weltalls, ohne dass er wüsste, wer ihn dorthin gebracht, was da zu tun ist, noch was ihm widerfahren wird, wenn er stirbt, bedenke, wie unfähig er ist, irgendetwas gewiss zu wissen, dann überkommt mich ein Grauen, wie es einen Menschen überkommen müsste, den man im Schlaf auf einer wüsten und schreckvollen Insel ausgesetzt und der erwachend weder weiss, wo er ist noch wie er entkommen kann. Bedenke ich das, dann wundere ich mich, wie es möglich ist, dass man ob solcher elender Lage nicht verzweifelt. Ich finde andere Menschen in meiner Nähe, deren Natur meiner gleicht: ich forsche sie aus, ob sie mehr wissen als ich: sie erwidern mir, nein. Und trotzdem haben sich diese elend Verirrten, nachdem sie sich umgeschaut und einiges fanden, was sie freute, diesem, das sie freute, ergeben und sich daran gebunden.“ Der Mensch ist aus dem Ort gefallen und nicht mehr in der Lage, sich selbst zu verstehen. Er ist sich selbst zum Rätsel geworden.

Fr. 72: „Der Mensch ist sich selbst das unlösbarste Rätsel der Welt, denn er kann nicht begreifen, was der Körper ist, und noch weniger, was der Geist ist, und am wenigsten von allem, wie ein Körper und ein Geist vereint sein können. Das ist der Gipfel aller Schwierigkeiten und indessen unser eigenes Wesen.“

Es gibt zwei Möglichkeiten, wie der Mensch von sich aus, d.h. der auf sich selbst beschränkte und von Gott losgelöste Mensch, sich versteht: Die Stoa und der Epikureismus. Vielfach setzt sich Pascal mit diesen Auffassungen auseinander. Einmal sieht er sie in Epiktet und Montaigne verkörpert, an anderer Stelle kennzeichnet er sie als Dogmatismus und Pyrrhonismus. An der Weise, wie Pascal den antiken Stoiker Epiktet dem modernen Skeptiker Montaigne gegenüberstellt, wird deutlich, dass ihn keine historischen Gesichtspunkte leiten. Es handelt sich um zwei Weisen, das menschliche Leben zu sehen, die unter Pascals Zeitgenossen sehr verbreitet waren und Pascal selbst zeitweise bestimmten. Von Montaigne z.B. war er so sehr beeinflusst, dass ganze Sätze in seinem Werk Reminiscenzen und Zitate aus den Essays von Montaigne sind.

Die geschichtliche Situation damals ist als Nachkriegszeit wie die unsere gekennzeichnet durch eine gewisse geistige Ermüdung und mangelnde Geneigtheit zur Entscheidung. Wir stehen am Ende des Dreissigjährigen Krieges. Die unerquicklichen Kämpfe zwischen Katholiken und Reformierten in Frankreich, bei denen sich beide Parteien auf die eine Offenbarung beriefen, lösten in einer großen Anzahl der Gebildeten eine Indifferenz gegen jedes kirchlich und [235] dogmatisch festgelegte Christentum aus. Der Glaubensstreitigkeiten müde, wandte man sich einer dogmenlosen Frömmigkeit zu.

Die landläufige Meinung lässt sich etwa so zusammenfassen: Der Mensch ist überhaupt nicht zu einer objektiven und sicheren Erkenntnis geboren: alles ist nur subjektiv und relativ zu nehmen. Sogar die obersten Denkgesetze können Täuschungen eines Dämon sein oder

---

Kunst zu überzeugen und die anderen kleineren philosophischen und religiösen Schriften, Heidelberg <sup>2</sup>1950 = Wasmuth II.

<sup>4</sup> P. et Op., 146-162; Wasmuth II, 114-138. Epiktet. griechischer Philosoph der stoischen Schule (50-138 n. Chr.). Montaigne (1533-1592), berühmter Essayist und Hauptvertreter der sog. Moralisten.

zufällige Forderungen unserer Natur, so dass wir zwar danach denken und handeln müssen, aber über ihre transzendente Gültigkeit nichts aussagen können.

Die Lehren der Religion machen darin keine Ausnahme. In der Wissenschaft können wir sie weder beweisen noch widerlegen. Deshalb sind auch alle Glaubensstreitigkeiten müßig und sinnlos. In der Lehre liegt aber gar nicht der Schwerpunkt des Christentums, so meinte man, sondern im sittlichen Leben, das der einzelne von sich aus gestaltet.

Christentum ist in erster Linie Morallehre, und die Stoa hat diese nicht nur vorbereitet, sondern im Keime schon enthalten. Auf diesen Kern müsse man sich von aller Äußerlichkeit des Kirchentums immer wieder zurückziehen. Das waren die Gedanken, die damals bei den Gebildeten, und gerade bei den religiös-ethisch Hochstehenden, die vom Treiben an dem Hofe des „allerchristlichen Königs“ sich abgestoßen fühlten, Mode waren. Dieser Versuch, eine von der Offenbarungsreligion emanzipierte Laienreligion aufzustellen, führte zu einer Renaissance der Anschauungen der Stoiker und der Epikureer.

Pascal sieht in Epiktet und Montaigne „die beiden glänzendsten Vertreter dieser beiden berühmtesten Sekten“<sup>5</sup> der ungläubigen Welt, die zugleich als einzige sich in einer gewissen Geschlossenheit und Konsequenz darbieten. Was kann man, so sagt er, in der Tat ohne Offenbarung anderes tun, als einem dieser beiden Systeme zu folgen.

Epiktet ist für ihn der Philosoph, der wie kein zweiter die Pflichten des Menschen erkannt hat. Dieser Weise der älteren Stoa aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert verlangt von dem Menschen, dass er Gott als sein Hauptziel betrachte und dauernd im Angesicht des Todes lebe. Er soll sich daran erinnern, dass er einem Schauspieler gleicht, der die ihm übertragene Rolle zu spielen und sich den Anordnungen des Spielleiters zu fügen hat. Ist der Mensch einmal inne geworden, dass er auf die äußeren Dinge keinen Einfluss hat und sie für ihn Schicksal sind, dann wird er seine Glückseligkeit nicht in dem suchen, was unabhängig von ihm ist, wie Reichtum, Ehre und Glück, sondern in dem, was in unserer Macht steht. Das ist aber der [236] Geist, der Gott und seinen Willen erkennt, und der Wille, der die Kraft hat, was er für richtig erkennt, von sich aus in die Tat umzusetzen. „Darin bestehen“, fährt Pascal fort, „die Einsichten dieses großen Geistes, der so genau die Pflichten des Menschen kannte. Ich wage zu sagen, dass er anbetungswürdig wäre, wenn er auch von der Ohnmacht des Menschen gewusst hätte. Denn man müsste Gott sein, um dieses und jenes die Menschen zu lehren.“<sup>6</sup>

Epiktet übersieht nach Pascal die Abgründe des menschlichen Herzens. Denn wie Paulus sagt, tun wir eben nicht das, was wir wollen, das Gute, sondern was wir nicht wollen, das Böse. Fr. 466: „Epiktet lehrt die Menschen: Ihr geht einen falschen Weg, und er zeigt, dass ein anderer da ist, aber er führt nicht zu ihm.“

Diese Überschätzung der Kraft des Menschen, dieser teuflische Dünkel, *ces principes d'une superbe diabolique* (P. et Op., 150), führen Epiktet weiter in den Irrtum des Pantheismus, z.B. zu lehren, die Seele sei ein Teil der göttlichen Wesensart.

Wir müssen wissen, dass Descartes der neuaufkommenden stoischen Philosophie weitgehend verpflichtet war und von ihm aus Spinoza zum Pantheismus gelangte.<sup>7</sup>

An der *misère de l'homme*, an der Ohnmacht und Schwäche des Menschen scheitern nach Pascal also mit Epiktet und der Stoa auch Descartes und alle anderen Systeme, die einer menschlichen Autonomie das Wort reden.

Mit Descartes setzt sich Pascal vielfach auseinander. Er sieht in seiner Lehre den Versuch des modernen Menschen, im Letzten ohne Gott auszukommen und die menschliche Existenz auf die Wissenschaft zu gründen.

---

<sup>5</sup> „les deux plus illustres defenseurs des deux plus celebres sectes du monde et les seules conformes a la raison“ (P. et Op., 159). Vgl. Fr. 434.

<sup>6</sup> P. et Op., 149; Wasmuth II, 118.

<sup>7</sup> Wasmuth II, 85.

Fr. 77: „Ich kann das Descartes nicht verzeihen. Er hätte am liebsten in seiner ganzen Philosophie Gott nicht bemüht. Er konnte es aber nicht vermeiden, ihn der Welt, um sie in Bewegung zu setzen, einen Nasenstüber geben zu lassen. Danach hat er nichts mehr mit Gott zu tun.“ Deshalb heißt es Fr. 78: „Descartes unnütz und ungewiss.“ Gegen den Deismus in jeder Form richtet sich Pascals Angriff. Weil jener „fast ebenso fern der christlichen Religion ist wie der Atheismus“ (Fr. 556), führt er den Kampf in solcher Leidenschaft.

Scheitert der Stoizismus, weil er keinen Raum lässt für die menschliche Gebrochenheit und Misere, so ist das gerade das Thema des Skeptizismus, der in Montaigne einen eindrucksvollen Vertreter gefunden hat.

Dieser geht von der gänzlichen Unfähigkeit des Menschen, von den Widersprüchen seiner Natur, seines Denkens und Wollens aus. Er [237] bekennt sich zum radikalen Skeptizismus, der weder Ja noch Nein sagt, sondern nur: *Que sais-je?* Er kann mit keinem positiven Ausdruck seine Anschauung darlegen, denn wenn er sagt, er zweifle, so verleugnet er sich selbst, da er dann wenigstens versichert, dass er zweifelt. Wenn wir das Wahre und Gute nicht erkennen können, dann können wir auch keine Gesetze für unser Handeln aufstellen. So lautet Montaignes Moralprinzip: Lebe nach deiner Natur, nach den Gesetzen deiner Möglichkeiten. Das bedeutet, dass man sich auf dem Faulbett ausruht. Die Gewichte, die ihn bewegen, sind Beispiel und Bequemlichkeit (*l'exemple et la commodité*). Er flieht die Laster und hält die Treue in der Ehe wegen der Unbequemlichkeit, die aus der Ausschweifung entsteht. Er sucht so unterzutauchen in die Gesicherheit der vitalen Unmittelbarkeit und übersieht, dass der Mensch aufgerufen ist von Gott, dass er, der einzelne, verantwortlich ist.

Beide Systeme suchen so dem Menschen einen festen Standort zu geben, wo er der Unsicherheit, den Gefährdungen und Anfechtungen des Lebens gewappnet gegenüberstehen kann. Das eine führt zum Stolz, der die Ohnmacht nicht kennt, das andere zur Schläffheit und Indifferenz, die das Sittengesetz in uns übersieht. Mögen sie den Menschen feien gegen die trübseligen Ereignisse des äußeren Schicksals, so vermögen sie aber nicht die Bedrohung, die der Mensch aus der Aufgebrochenheit seiner eigenen Seele erfährt, von ihm zu nehmen. Denn der Mensch weiß zuviel, um Skeptiker, und zu wenig, um Dogmatist zu sein.

Fr. 395: „Wir sind nicht imstande, völlig unwiderstehlich den Dogmatismus zu beweisen. Wir haben eine Ahnung der Wahrheit, die der Skeptizismus nie völlig widerlegen kann.“

Fr. 434: „Die Feste der Dogmatisten besteht darin, dass man, wenn man ehrlich und aufrichtig spricht, nicht an den natürlichen Grundlagen zweifeln kann. Dagegen setzen die Skeptiker in einem Wort die Ungewissheit unseres Ursprungs, die die unserer Natur einschließt, worauf die Dogmatisten, solange die Welt steht, zu erwidern haben... Denn, kann man sagen, der Mensch besäße die Wahrheit gewiss, er, der sobald man ihn anrührt, die Beute fahren lassen muss und keinerlei Rechtstitel vorweisen kann?“

Der Mensch ist somit unfähig, aus sich selbst und aus eigenen Kräften die Wahrheit und das Glück zu erreichen, die er doch immerfort erstreben muss. Fr. 437: „Die Wahrheit ersehnen wir und finden in uns nur Ungewissheit. Das Glück suchen wir und finden nur Elend. Es ist uns unmöglich, Glück und Wahrheit nicht zu ersehnen, und es ist uns gleich unmöglich, Glück und Gewissheit zu erlangen. Dieses Verlangen ist uns gelassen, so um uns zu bestrafen, wie um uns fühlen zu lassen, von wo wir gesunken sind.“ [238] Pascal sieht den Menschen als dialektisch in der Entgegensetzung von *grandeur et misère*. Wir haben zu beachten, es handelt sich hier um „eine komplexe Antinomie“<sup>8</sup>, oder, um mit Pascal selbst zu sprechen, um eine „gegensätzliche Wahrheit“ (*vérité opposée*, Fr. 567).

*Grandeur* und *misère* sind nicht zwei einander abwechselnde Zustände des Menschen, wie die Moralisten sie zu unterscheiden pflegen, nicht zwei nebeneinander herlaufende Strebungen; es sind nicht die vielzitierten zwei Seelen in der Brust des Menschen. Es ist auch nicht so, „dass der Mensch unter bestimmten Gesichtspunkten gross und unter anderen elend

---

<sup>8</sup> Richard Lohde, *Die Anthropologie Pascals*, Halle 1936, 25.

ist“.<sup>9</sup> Größe und Elend bilden einen Komplex und bedingen sich gegenseitig. Der Mensch ist groß, weil und wenn er sich elend fühlt, und ist elend, weil er groß ist.

Fr. 416: „Das Elend des Menschen folgt aus der Größe und die Größe aus dem Elend. Die einen haben das Elend umso deutlicher erschlossen, als sie es als Beweis der Größe nahmen, und die anderen erschlossen die Größe umso überzeugender, als sie sie aus der Nichtigkeit selbst ableiteten. Alles, was die einen sagen könnten, um die Größe zu beweisen, diente den anderen nur als Argument, um das Elend zu folgern; denn man ist umso elender, je höher der Ort war, von dem man gestürzt ist, und die anderen schlossen hieraus auf das Gegenteil. So hat einer den anderen endlos im Kreis geführt; denn sicher ist, dass in der Masse, in der den Menschen Einsicht wird, sie Größe und Elend im Menschen finden. Kurzum, der Mensch weiß, dass er elend ist; also ist er elend, da er es ist; groß aber ist er, weil er es weiß.“

Als geistiges, auf sich selbst bezogenes und sich selbst begreifendes Wesen weiß der Mensch um sein Elend. Dieses Wissen zeichnet ihn aber gerade vor den Tieren und Bäumen aus und bedeutet seine Größe. So ist die *misère* die Folge des Denkens, d.h. aber der *grandeur*. Andererseits enthüllt sich dem Menschen in dem Erlebnis seines Elendes, dass er groß ist.

Fr. 397: „Die Größe des Menschen ist groß, weil er sich als elend erkennt. Ein Baum weiß nichts von seinem Elend. Also: Elend ist nur, wer sich als elend erkennt; aber nur das ist Größe: wissen, dass man elend ist.“

Fr. 398: „All dieses Elend selbst beweist seine Größe, es ist das Elend eines großen Herrn, das Elend eines entthronten Königs.“

Fr. 399: „Ohne Empfindung ist man nicht elend, ein zerstörtes Gebäude ist es nicht, nur der Mensch ist elend: ‚Ich bin der Mann, der Elend hat erfahren‘ (Kl 3,1).“ [239] Fr. 409: „So offenbar ist die Größe des Menschen, dass er sie selbst aus seinem Elend gewinnt. Denn was den Tieren natürlich ist, nennen wir Elend des Menschen... Wer ist unglücklich, dass er nicht König ist außer dem entthronten König... Wer wäre unglücklich, weil er nur einen Mund hat, und wer wäre nicht unglücklich, wenn er nur ein Auge hätte. Niemand hat sich je betrübt, nicht drei Augen zu haben, aber untröstlich ist man, wenn man keines hat.“

Die Geistigkeit macht die Größe des Menschen aus, bedingt aber auch sein Elend.

Fr. 346: „*Pensée fait la grandeur de l'homme.*“

Fr. 347: „Nur ein Schilfrohr, das Zerbrechlichste in der Welt, ist der Mensch, aber ein Schilfrohr, das denkt. Nicht ist es nötig, dass sich das All wappnet, um ihn zu vernichten: ein Windhauch, ein Wassertropfen reichen hin, um ihn zu töten. Aber wenn das All ihn vernichten würde, so wäre der Mensch doch edler als das, was ihn zerstört, denn er weiss, dass er stirbt, und er kennt die Übermacht des Weltalls über ihn; das Weltall aber weiss nichts davon. Die ganze Würde des Menschen besteht im Denken, an ihm müssen wir uns aufrichten und nicht am Raum und an der Zeit, die wir doch nie ausschöpfen werden. Bemühen wir uns also, richtig zu denken, das ist die Grundlage der Wirklichkeit.“

Weil der Mensch durch seinen wachen Geist immer wieder sein Elend erfährt, sucht er diesem zu entgehen durch die Flucht in die Geschäftigkeit oder in Zerstreuung (*divertissement*) mancherlei Art wie Glücks- und Kampfspiel, Jagd u.ä.

Fr. 169: „Trotz dieses Elends will der Mensch glücklich sein und nichts als glücklich sein, und er ist nicht fähig, zu wollen, dass er es nicht sei. . . Nötig wäre, damit er es sei, dass er sich unsterblich mache, da er das aber nicht kann, verfiel er darauf, nicht daran zu denken.“

Fr. 139: „Deshalb sind das Spiel und die Unterhaltung mit Frauen, deshalb sind der Krieg und die hohen Ämter so begehrt. Hier ist nicht wirklich das Glück, noch bildet man sich ein, dass die Glückseligkeit von dem Geld abhinge, das man im Spiel gewinnen kann, oder von dem Hasen, den man jagt: würden sie einem als Geschenk angeboten, würde man sie nicht wollen. Dieses bequeme und friedliche Haben, das uns weiter an unser Elend denken lässt, ist es nicht, was man sucht, noch sucht man die Gefahren des Krieges oder die Mühen der Ämter,

<sup>9</sup> Fortunat Strowski, Blaise Pascal. Oeuvres complètes, Bd 3, Paris 1931, 56.

sondern nur den Reiz, der uns hindert, an unser Elend zu denken und der uns ablenkt. Das ist die Ursache, weshalb die Menschen so sehr den Lärm und den Betrieb schätzen, der Grund, dass das Gefängnis eine so furchtbare Strafe, der Grund, dass das Vergnügen der Einsamkeit unvorstellbar ist. Und so ist schließlich das [240] größte Glück der Könige, dass man bemüht ist, sie unaufhörlich zu belustigen und ihnen jede Art Vergnügen zu schaffen.“

Aber bei aller Zerstreung wird der Mensch nicht zufrieden. Denn der innerste Grund seines Herzens sagt ihm, dass das wahre Glück doch nur in der Ruhe liegt. Diese Gegensätzlichkeit führt ihn zur Selbsttäuschung. Der Mensch glaubt, die Ruhe zu suchen, und will in Wirklichkeit doch gerade nur die Zerstreung. Mit anderen Worten: Der Mensch kennt und versteht sich selbst nicht mehr.

Fr. 139: „*ils ne se connaissent pas eux-mêmes*“

Der Mensch, der sich an das Treiben der Welt verliert, der Epikureer, lebt gar nicht eigentlich. Er ist sich immer selbst voraus. Er verbirgt die Gegenwart vor sich, weil sie ihn bekümmert. Und wenn sie ihm freundlich ist, bedauert er, sie entschwinden zu sehen.

Fr. 172: „... So leben wir nie, sondern hoffen zu leben, und so ist es unvermeidlich, dass wir in der Bereitschaft glücklich zu sein, es niemals sind.“

Fr. 183: „Wir eilen sorglos in den Abgrund, nachdem wir vor uns etwas aufgebaut, was uns hindert, ihn zu sehen.“

Fragwürdig ist das epikureische Verhalten, weil dauernd vom Tode bedroht. Ebenso wenig führt aber der entgegengesetzte Weg des Stoikers, der sich auf das eigene Selbst zurückzieht, zum Ziel. Denn der Mensch kann bei sich selbst keine Ruhe finden, ohne sich über die Chaotik seines Wesens hinwegzutäuschen und zu betrügen.

Fr. 140: „jemand, der geschaffen ist, um die Welt zu erkennen, alle Dinge zu beurteilen, einen Staat zu regieren, hier seht ihr ihn beschäftigt und gänzlich erfüllt von dem Wunsch, einen Hasen zu jagen. Und wenn er sich nicht dazu hergibt und immer Haltung bewahren will, wird er noch törichter sein, weil er sich über das Menschsein erheben möchte und am Ende doch nur ein Mensch ist, d.h. fähig zu wenig und zu viel, zu allem und zu nichts: er ist weder Engel noch Tier, sondern Mensch.“

Fr. 358: „Der Mensch ist weder Engel noch Tier, und das Unglück will, dass wer den Engel will, das Tier macht.“

Man könnte nun annehmen, dass Pascal, wo er Stoa und Epikureismus ablehnt, weil sie der Situation des Menschen nicht gerecht werden, zwischen beiden Systemen zu vermitteln suchte im Sinne der sog. goldenen Mitte oder der Hegelschen Synthese, um so eine natürliche Lebensregel aufzustellen. Aber das ist nach ihm schlechthin unmöglich, weil die Systeme in sich so geschlossen und konsequent sind, dass sich kein Teil nach Belieben herausheben lässt. „Denn da der eine die Gewissheit, der andere den Zweifel, der eine die Größe des Menschen, der andere seine Schwäche behauptet, würden sie ebenso die gegenseitige Wahrheit wie die gegenseitigen Irrtümer [241] aufheben.“<sup>10</sup> Ist Vermittlung nicht möglich, dann kann man sich noch weniger beiden Systemen gegenüber neutral verhalten.

Fr. 434: „Damit ist der Krieg zwischen den Menschen ausgebrochen, in ihm muss jeder Partei nehmen und sich notwendig einreihen, sei es bei den Dogmatikern, sei es bei den Skeptikern. Denn wer meint, er könne neutral bleiben, der ist Skeptiker *par excellence*; diese Neutralität ist das Wesen der Verschwörung; wer nicht ihr Gegner ist, der ist ausdrücklich für sie (worin ihr Vorteil besteht). Die Neutralen sind nicht heraus; sie sind neutral, unbeteiligt, sie bleiben in allem in der Schwebe, ohne sich anzunehmen.“

Bei der Auseinandersetzung mit den Moralsystemen geht es Pascal nicht um diese selbst, er kritisiert sie nicht, um ein anderes besseres an ihre Stelle zu setzen; sein Anliegen ist es zu zeigen, wie jeder Versuch, den Menschen innerweltlich zu deuten, scheitern muss, weil er das ganze Sein des Menschen nicht zu fassen vermag. Pascal sucht seine Zeitgenossen aus den

---

<sup>10</sup> P. et Op., 160; Wasmuth II, 134.

Gehäusen der philosophischen Systeme aufzuscheuchen, um sie für den Zugriff der Gnade bereit zu machen.

Fr. 419: „Ich werde nicht dulden, dass man sich bei diesem, auch nicht, dass man sich bei jenem beruhigt, damit, wenn man ohne Stützpunkt und Ruhe ist...“

Fr. 556: „Wofür er sich immer entscheidet, ich werde ihm dort keine Ruhe lassen...“

Fr. 420: „Schmeichelt er sich, so erniedrige ich ihn; erniedrigt er sich, so schmeichle ich ihm; und immer widerspreche ich, bis er begreift, dass er ein unbegreifliches Unwesen (*un monstre incompréhensible*) ist.“

Dem Menschen außerhalb der Gnade bleibt nichts anderes übrig, als stöhnend zu suchen.

Fr. 421: „Ich tadele die, die den Menschen preisen, ebenso wie die, die ihn tadeln, und wie die, die ihn zu zerstreuen trachten, nur die kann ich anerkennen, die stöhnend suchen (*qui cherchent en gémissant*).“

Es wird häufig das Wort Pascals aus Fr. 378 angeführt: „Die Mitte verlassen, heißt die Menschlichkeit verlassen“, und es könnte hier so scheinen, als ob Pascal doch zwischen den beiden Extremen vermitteln wolle. Aber wir müssen beachten, dass er diesen Satz bringt als Meinung der Skeptiker und nicht als die seine. Pascal leugnet, dass es für den Menschen eine echte Mitte gibt. Er sieht den Menschen zwischen den beiden Unendlichkeiten des Unendlich-Großen und Unendlich-Kleinen. Gibt es zwischen Unendlichem eine Mitte? Konsequenter spricht Pascal vom Anschein der Mitte. [242] Fr. 72: „Denn, was ist zum Schluss der Mensch in der Welt? Ein Nichts vor dem Unendlichen, ein All gegenüber dem Nichts, eine Mitte zwischen Nichts und All. Unendlich entfernt sind wir von dem Begreifen der Unendlichkeiten, das Ende aller Dinge und ihre Gründe sind für uns undurchdringlich verborgen, unlösbares Geheimnis. Wir sind so unfähig, das Nichts zu fassen, aus dem wir gehoben, wie das Unendliche, in dem wir versinken. Was wird er tun, wenn er nichts anderes erkennt als in etwas den Anschein der Mitte der Dinge, in der ewigen Verzweiflung, weder ihr Ende noch ihren Grund zu kennen? Alle Dinge entwachsen dem Nichts und ragen bis in das Unendliche. Wer kann diese erschreckenden Schritte mitgehen? Der Schöpfer dieser Dinge vermag es, kein anderer kann es tun. Weil die Menschen über diese Unendlichkeiten nicht nachgedacht, unterfingen sie sich, die Natur zu erforschen, als hätten sie mit ihr irgendein gemeinsames Maß. Rätselhaftes Ding, dass sie in einer Anmaßung, die so unendlich ist wie ihr Gegenstand, die Gründe der Dinge verstehen und dahin gelangen wollten, alles zu wissen. Denn es ist außer Zweifel, dass man diesen Plan nicht fassen kann, ohne eine Anmaßung oder eine Fähigkeit, die ebenso unendlich ist wie die Natur.“

Der Mensch hat gleichsam den perspektivischen Punkt verloren, von dem er das Sein und sich selbst richtig schauen könnte.

Fr. 381: „So ist es mit den Bildern, die man von zu nah oder von zu fern betrachtet; es gibt nur einen unteilbaren Punkt, der der rechte Ort ist; die anderen sind zu nah oder zu weit, zu hoch oder zu niedrig. Die Perspektive bestimmt ihn in der Malerei, wer könnte ihn für die Wahrheit oder die Moral bestimmen.“

Der Mensch ist ortlos geworden, er hängt in der Schwebel, er ist *égaré*.

Fr. 427: „Der Mensch weiß nicht, an welchem Platz er sich stellen soll. Sichtbar ist er verwirrt und von dem wahren Ort gefallen, ohne dass er ihn wieder finden könne; überall sucht er ihn in den undurchdringlichen Finsternissen voller Unruhe und ohne Erfolg.“

F. 431: „Was also wird der Mensch sein? Wird er Gott oder den Tieren gleichen? Welch entsetzlicher Abstand! Was wird aus uns werden? Wer erkennt nicht aus alledem, dass der Mensch verwirrt, dass er aus seinem Ort gefallen ist, dass er ihn ruhelos sucht und dass er ihn nicht wiederfinden kann? Wer aber wird ihn dahin weisen? Die größten Menschen haben es nicht vermocht.“ Der Mensch hat seinen Bezugspunkt verloren: Gott. Durch die Sünde Adams ist er ihm entrückt. Das Wesen des Menschen weist aber über sich hinaus, als Person ist er angelegt auf die Begegnung mit einem Du. [243] „Der Mensch übersteigt unendlich den Menschen“ (*l'homme passe infiniment l'homme*, Fr. 434): Aber er kann das Gegenüber nicht

finden. Er hängt in der Luft und weiß seine Lage nicht zu deuten. „Das Letzte, den Menschen eigentlich Definierende stammt nicht aus der Natur, sondern aus Gott. Es kann nicht aus der Welt her abgeleitet, sondern nur aus der Gnade entgegengenommen werden.“<sup>11</sup> Hier sind wir bei dem eigentlichen Anliegen Pascals. Von der Natur her ist das Verständnis der Existenz unmöglich; der Mensch kann von sich selber aus nicht begriffen werden. Eine ehrliche Einschätzung seiner Situation zwingt ihn, die Selbstbehauptung und Selbstgenügsamkeit aufzugeben und seine Existenz in Gott zu gründen, sich für die Gnade zu öffnen.

Fr. 434: „Welches Trugbild ist also der Mensch! Welch sonderbare Missgeburt! Welch ein Chaos! Welch ein lebendiger Widerspruch! Was für ein Wunder! Beurteiler von allem, törichter Erdenwurm, Verwalter der Wahrheit, Kloake der Ungewissheit und der Irrheit, Ruhm und Auswurf des Universums. Wer könnte diese Verwirrung entwirren?... Was soll aus euch Menschen werden, die ihr durch eure natürliche Einsicht erkennen wollt, was eure wirkliche Seinslage ist? Keine der Sekten kann man meiden, noch in einer bestehen. Erkenne, Hochmütiger, was für ein Widerspruch du dir selbst bist. Demütige dich, ohnmächtige Vernunft, schweige still, törichte Natur, begreife: Der Mensch übersteigt unendlich den Menschen, und lerne von deinem Herrn deine wirkliche Lage, von der du nichts weißt. Höre auf Gott!“

Immer wieder ruft Pascal dem skeptisch-rationalistischen Gebildeten des 17. Jahrhunderts, der sich auf sich selbst zu stellen versucht, zu:

„Der Mensch ist etwas, das aus ihm selbst, wie er heute ist, nicht verstanden werden kann. Er geht in der Grenze des Innerweltlich-Naturhaften oder Humanen nicht auf. Er ist von der Anlage her *ad deum creatus*; darauf hingeordnet, von der Gottbegegnung ergriffen und in die lebendige Gottesteilhabe gezogen zu werden.

Der Mensch ist kein sich selbst genügendes, damit aber auch in sich selbst eingegrenztes Wesen. Er ist Wesen über sich hinaus, wie das Fr. 434 es großartig formuliert: *l'homme passe infiniment l'homme*. Seine Natur verwirklicht sich gerade nicht in der Entfaltung einer in sich selbst geschlossenen Anlage, sondern darin, dass sie über sich selbst hinaus in die Lebensgemeinschaft mit Gott gezogen wird. Die Notwendigkeit, sich selbst zu übersteigen – eben das ist die tiefste Natur des Menschen!<sup>12</sup> Die Absage an diese Selbstüberschreitung, die Idee [244] der selbstgenügsamen Natur, das bourgeoise Menschenbild einer in sich ruhenden Endlichkeit bedeuten demnach gerade die Verkennung der eigentlichen Natur des Menschen. Pascal betont die Notwendigkeit der Begnadung und Teilhabe am göttlichen Leben so stark, dass die Konsequenz naheliegt, der Mensch werde durch und in Gott überhaupt erst Mensch, so dass die Teilnahme an der göttlichen Natur ein Element des Menschseins wäre und der Mensch ohne sie einen Wesensbestandteil entbehrte, er also nur Fragment oder Entwurf bliebe. Diese Konsequenz würde die Reinheit des Gnadenbegriffs, die Übernatürlichkeit und das Freigeschenktsein der Gnade aufheben. Faktisch ist man im Umkreis Pascals diesem Fehler verfallen. Wir brauchen nur daran zu denken, dass nach Bajus und den Jansenisten Gott dem Menschen im Urzustand die übernatürliche Vollendung schuldig gewesen ist.

Pascal hat aber diese Konsequenz nicht gezogen. Er hat den konkreten Menschen im Auge, wie er von Gott geschaffen ist. Nach dem Plane Gottes soll der Mensch in der übernatürlichen Gottbezogenheit seine Erfüllung finden. Ohne diese Gottbezogenheit bleibt in ihm eine unausgefüllte Leere. Der Mensch ist Mensch auch ohne Gnade, auch als Sünder, aber erfüllter, vollendeter Mensch kann er nur werden, wenn er es wagt, sich selbst zu überschreiten auf Gott hin, oder besser, sich in die personale Beziehung mit Gott aufnehmen zu lassen.

Das will Pascal dem Menschen seiner Zeit lebendig vor Augen führen. Dieser soll den Mut haben, sich zu der Tatsache zu bekennen, und sich nicht im Gehäuse seiner philosophischen Systeme beruhigen. So soll er sich offenhalten für die Gnade Gottes, der zu ihm spricht:

---

<sup>11</sup> Romano Guardini, Christliches Bewusstsein, Versuche über Pascal, München 21950, 103.

<sup>12</sup> Guardini, 104f.

Fr. 430: „Erwartet weder Wahrheit noch Trost von Menschen. Ich bin es, der euch geschaffen hat und der allein euch lehren kann, wer ihr seid. Jetzt aber seid ihr nicht mehr in der Seinslage, in der ich euch erschuf. Ich schuf den Menschen heilig, unschuldig und vollkommen, ich erleuchtete ihn und gab ihm Vernunft, ich ließ ihn teilhaben an meiner Herrlichkeit und meinen Wundern. Damals schaute das Auge des Menschen den Glanz Gottes ... Er aber konnte so viel an Herrlichkeit nicht ertragen, ohne in Anmaßung zu fallen. Er wollte sich selbst zum Mittelpunkt und von meiner Gnade unabhängig machen. Er hat sich mir entzogen, und da er durch das Verlangen, sein Glück in sich selbst zu finden, sich mir gleichgesetzt hat, habe ich ihn sich selbst überlassen ... Vergebens ist es, o Mensch, wenn du das Heilmittel gegen dein Elend in dir selber suchst. Nur das kann dich deine Einsicht lehren, dass du aus dir allein weder die Wahrheit noch das Heil finden wirst. .. Ich allein bin es, der dich lehren kann, wer du bist (*Je puis seule vous faire entendre qui vous êtes*)...“

## [245] II. Glückseligkeit des Menschen mit Gott

So sehr nach Pascal der Mensch Wesen über sich hinaus ist, so sehr er nicht in sich selbst seine Erfüllung finden kann, sondern nach einer neuen Existenzebene verlangt, ist diese doch nicht durch bloßes Weitergehen erreichbar. Der Mensch gewinnt die neue Ebene nicht durch Entfaltung seiner selbst, nicht durch einfaches Voranleben, er wächst nicht von selbst hinüber (Guardini).

Das Neue ist nicht nur mehr und höher, es gehört einer anderen Ordnung an, ist etwas qualitativ Verschiedenes. Auf mathematischem Gebiet hatte Pascal entdeckt, dass es Ordnungen gibt, die auf verschiedenen Ebenen liegen, zwischen denen ein einfacher Übergang nicht möglich ist. Er hatte gezeigt, dass die Punkte der Linie nichts hinzufügen, weil sie einer anderen Ordnung angehören. Man kann eine Linie unendlich teilen, erzielt aber nie einen Punkt. So ist der Abstand, der die Linie innerhalb der Ordnung vom Punkt trennt, unendlich. Entsprechend ist nun der Abstand zwischen dem Körper und dem Geist und zwischen dem Geist und der übernatürlichen Liebe zu Gott unendlich.

Fr. 793: „Der unendliche Abstand zwischen Körper und Geist versinnbildlicht die unendliche Unendlichkeit des Abstandes zwischen dem Geist und der Gottesliebe; denn sie ist übernatürlich. Aller Glanz irdischer Größe ist stumpf für die Menschen, die im Geiste forschen. Die Größe der Menschen des Geistes ist unsichtbar den Königen, den Reichen, den Kriegshelden und allen, die groß sind in der Welt des Fleisches. Die Größe der Weisheit, die nirgends ist, es sei denn in Gott –, ist dem fleischlichen und dem geistigen Menschen unerkennbar. Das sind drei wesenhaft verschiedene Ordnungen ... Alle Körper, das Weltall und die Sterne, die Erde und ihre Königreiche wiegen nicht die geringste Regung des Geistes auf, denn der Geist erkennt alles und sich selbst, und die Körper: nichts.

Alle Körper zusammen und aller Geist mitsamt all seinen Leistungen wiegen nicht die geringste Regung der Liebe zu Gott auf. Sie gehört einer unendlich viel höheren Ordnung an. Es wird niemals gelingen, aus allen Körpern zusammen einen kleinen Gedanken zu bilden: das ist unmöglich und gehört einer anderen Ordnung an. Aus allen Körpern und allem Geist wird man keine Regung wahrer Liebe zu Gott gewinnen können: das ist unmöglich und gehört einer andern, einer übernatürlichen Ordnung an.“

Die neue Ebene ist also nicht von Natur gegeben; sie wird geschenkt, gebracht. Die Kluft kann nur durch eine übernatürliche Kraft, die Gnade, überwunden werden. Diese fordert vom Menschen Entscheidung und Wagnis. Denn der Glanz des neuen Lebens ist für den Menschen nicht einfach da, sichtbar vor Augen liegend. Das [246] Höhere kann sich vor dem Niederen nicht erklären; es kann von unten aus nicht verstanden werden.<sup>13</sup> Erst wenn ich springe, d.h. die alte Ebene aufgebe, ohne die neue schon erreicht zu haben, wird mir das Höhere wirklich

---

<sup>13</sup> Vgl. Guardini, 225f.; 102f.; 167; 179f.

gegeben. „Denn wer sein Leben retten will, wird es verlieren; wer aber sein Leben um meinetwillen verliert, wird es finden“ (Mt 16,25, 10,39; Joh 12,25).

Bei der starken Betonung des qualitativen Sprungs zwischen den drei Ordnungen, der einen Übergang von unten nach oben unmöglich macht, geht Pascal aber nicht so weit, die Seinsanalogie zu leugnen. Es ist seine tiefe Überzeugung: „Die Natur ahmt sich nach (*La nature s'imité*)“ Fr. 119. Was sie an einem Ort enthüllt, ist aufschlussreich in anderen Ordnungen.

Wie kommt nun der Mensch zu Gott? Prinzipiell hält Pascal eine Gotteserkenntnis aus der natürlichen Vernunft, damit Gottesbeweise, für möglich. Aber die Gottesbeweise haben für ihn zu wenig Lebensmächtigkeit. Sie gelten nur für den Augenblick, wo sie gegenwärtig sind; dann entgleiten sie. Der Mensch ist eben nicht allein durch den Geist bestimmt, sondern zum großen Teil durch andere Faktoren wie Gewohnheit oder Leidenschaft. Eine Fliege kann ihn aus der Fassung bringen.

Fr. 543: „Die metaphysischen Gottesbeweise sind so abseits vom üblichen Denken der Menschen und so verwickelt, dass sie nur wenige überzeugen, und sollten sie wirklich einigen nützen, so nur so lange, als sie den Beweis vor Augen haben. Eine Stunde danach fürchten sie, sich getäuscht zu haben.“

Fr. 252: „Denn man darf sich nicht täuschen: Wir sind ebenso sehr Maschine wie Geist. Deshalb ist das Mittel, zu überzeugen, nicht allein der Beweis. Wie wenig bewiesene Dinge gibt es! Die Beweise überzeugen nur die Vernunft; die Gewohnheit macht unsere Beweise stärker und deutlicher, sie richtet die Maschine aus, die den Geist, ohne dass er es merkt, mit sich zieht. Wer hat bewiesen, dass morgen Tag sein wird und dass wir sterben werden, und was wäre handgreiflicher? Also muss man, wenn der Geist einmal einsah, wo die Wahrheit ist, auf die Gewohnheit zurückgehen, um uns von dem Glauben, der uns ständig entschlüpft, färben und grundieren zu lassen, denn es ist fast unmöglich, die Beweise immer gegenwärtig zu haben. Man muss einen leichteren Glauben haben, und das ist der, der in die Gewohnheit einging, der uns ohne Zwang, ohne Kunst, ohne Gründe glauben lässt und unsere ganze Vernunft unter diesen Glauben beugt, so dass sich unsere Seele völlig natürlich darin verfängt.“

Nicht wegen des Mangels an Evidenz sind die Gottesbeweise für Pascal letztlich unzureichend, sondern weil sie den Menschen nicht in [247] das lebendige Gottesverhältnis zu bringen vermögen. Der Gott der Philosophen vermag dem Menschen seine Heilsnot nicht zu nehmen. Ein Gott, der nur Idee und Norm ist, kann Pascals Herz nicht befriedigen. Gott muss Wirklichkeit für uns sein, wir müssen einen seinsmäßigen Zugang zu ihm haben. Dieser leuchtet uns nach Pascal in Christus auf. Christus stellt nicht nur ein Ideal der Pflicht vor uns auf, er gibt uns auch die Kraft, ihm nachzufolgen. Er verlangt nicht nur, vollkommen zu sein wie der Vater im Himmel, er gibt uns Macht, Kinder Gottes zu werden. Er zeigt nicht nur den Weg, sondern er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben.

Fr. 466: „... Jesus Christus allein führt ihn: *Via, veritas.*“

Fr. 556: „Und deshalb will ich hier weder die Existenz Gottes, noch die Dreieinigkeit, noch die Unsterblichkeit der Seele, noch irgendetwas dieser Art durch natürliche Schlüsse zu beweisen unternehmen, nicht nur, weil ich mich nicht stark genug fühle, irgendetwas in der Natur zu finden, was verhärtete Atheisten überzeugen könnte, sondern auch weil solche Erkenntnis ohne Jesus Christus nutzlos und unfruchtbar ist. Ich glaube nicht, dass jemand, der überzeugt sein würde, dass die Beziehungen der Zahlen unstoffliche und ewige Wahrheiten seien, die von einer höchsten Wahrheit abhängen, in der alle begründet seien und die man Gott nenne, viel für sein Heil gewonnen hätte. Der Gott der Christen ist nicht einfach ein Gott als Urheber der geometrischen Wahrheiten und der Ordnung der Elemente. Das ist der Gott der Heiden und Epikureer. Er ist nicht nur ein Gott, der seine Vorsehung auf das Leben und die Güter der Menschen erstreckt, um denen, die ihn verehren, ein langes und glückliches Leben zu schenken; den teilten sich die Juden zu. Sondern der Gott Abrahams, der Gott

Isaaks, der Gott Jakobs, der Gott der Christen ist ein Gott der Liebe und des Trostes, ist ein Gott, der die Seele und das Herz derjenigen erfüllt, die er besitzt, ist ein Gott, der sie im Innern ihr Elend und seine unendliche Barmherzigkeit spüren lässt, der sich in der Tiefe ihrer Seele ihnen vereint und sie mit Demut, Freude, Vertrauen und Liebe erfüllt und sie unfähig macht, ein anderes Ziel zu haben als ihn.“

Fr. 549: „Es ist nicht nur unmöglich, es ist auch nutzlos, Gott ohne Jesus Christus zu kennen.“

Von hier aus verstehen wir, dass Pascal, wie oben gesagt, dazu neigte, den Deismus seiner Zeit mit dem Atheismus gleichzusetzen.

Fr. 547: „Nur durch Jesus Christus kennen wir Gott. Ohne ihn als Mittler ist jede Gemeinschaft mit Gott ausgelöscht. Durch Jesus Christus kennen wir Gott. Alle, die vorgaben, Gott ohne Jesus Christus kennen und ohne Jesus Christus beweisen zu können, hatten nur machtlose Beweise.“ [248] Durch und in Jesus Christus tritt Pascal in Gemeinschaft mit Gott, und so betet er im *Mémorial*: „Gott Abrahams, Gott Isaaks, Gott Jakobs, nicht der Philosophen und Gelehrten, Gott Jesu Christi.“

Pascal war ausgegangen von dem chaotischen Wesen des Menschen, von der komplexen Antinomie von Größe und Niedrigkeit. Er hatte die Systeme der Epikureer und Stoiker abgelehnt, weil sie dem Sein des Menschen nicht gerecht wurden, keinen Platz hatten für den ganzen Menschen, und nicht in der Lage waren, die Polarität zu fassen. Es ist nun für ihn das *K r i t e r i u m f ü r d i e W a h r h e i t d e r R e l i g i o n*, ob sie Raum lässt für diese komplexe Antinomie und sie zu deuten vermag.

Fr. 430: „Dermaßen sind Größe und Elend des Menschen offenbar, dass uns die wahre Religion notwendig zu lehren hat, es gebe im Menschen sowohl irgendeinen mächtigen Grund der Größe, als auch, es gebe einen mächtigen Grund des Elends. Diesen erstaunlichen Widerspruch hat sie uns folglich zu deuten.... Daran prüfe man alle Religionen der Welt und man schaue, ob es eine andere als die christliche gibt, die hierin befriedigt.“

Fr. 494: „Die wahre Religion müsste die Größe und das Elend lehren, zur Achtung und zur Verachtung unserer selbst leiten, zur Liebe und zum Hass.“

Fr. 433: „Wenn eine Religion wahr sein soll, muss sie unsere Natur kennen. Sie muss die Größe und die Nichtigkeit und den Grund von beiden erkannt haben. Wer hat ihn außer der christlichen gekannt?“

Die Deutung des Widerspruchs gibt das Christentum in dem *M y s t e r i u m d e r E r b s ü n d e*.

Fr. 441: „Ich für meine Person muss gestehen: sobald die christliche Religion mir die Lehre vom Sündenfall erklärte, gingen mir die Augen auf, und ich sah überall die Merkmale dieser Wahrheit. Denn die ganze Welt predigt einen verlorenen Gott und eine gefallene Natur, innerhalb und außerhalb des Menschen.“

Wohl empfindet Pascal die Lehre von der Erbsünde als Kreuz und Ärgernis. Aber sie ist notwendig, um der menschlichen Existenz einen Sinn zu geben, vorausgesetzt, dass sie überhaupt einen hat. Und das steht für Pascal außer Frage. Nur mit der Erbsünde können wir, wie er sagt, den schweren Traum, der auf der Menschheit lastet, deuten.

Fr. 445: „Die Erbsünde stellt sich dem menschlichen Verstand als Torheit dar. Niemand behauptet das Gegenteil. Man darf also dieser Lehre nicht ihre Unsinnigkeit vorwerfen, weil sie nicht als der Vernunft erreichbar hingestellt wird. Diese Torheit aber ist weiser als alle Weisheit der Menschen, *sapientius est hominibus*. Was könnte man auch sonst über das Wesen der Menschen sagen? Sein ganzes Sein hängt von diesem unfassbaren Punkt ab, und wie könnte er ihn mit [249] Hilfe seiner Vernunft bemerkt haben, da dies doch seine Vernunft übersteigt, und seine Vernunft, statt ihn auf ihre Weise dorthin zu führen, eher davon abzieht, wenn er sie befragt.“

Fr. 434: „Das Erstaunlichste indessen ist, dass das Geheimnis, das unser Begreifen am meisten übersteigt, das von der Vererbung der Sünde, ein Ding ist, ohne dass wir keine

Kenntnis von uns selbst haben können. Denn fraglos nichts gibt es, was unsere Vernunft mehr empört als die Aussage, dass die Sünde des ersten Menschen alle die schuldig gemacht haben solle, die, da sie so entfernt von diesem Ursprung sind, unfähig zu sein scheinen, daran teilzuhaben. Diese Fortzeugung scheint uns nicht nur unmöglich, sondern im höchsten Masse sogar ungerecht, denn was könnte den Gesetzen unserer elenden Gerechtigkeit mehr widersprechen, als dass ein Kind, unfähig zur Willensäußerung, für eine Sünde ewig verdammt ist, an der es so wenig teilzuhaben scheint und die 6000 Jahre vor seiner Geburt begangen wurde? Fraglos, nichts erregt heftigeren Anstoß, und indessen sind wir uns selbst ohne dies unverständlichste Mysterium unbegreifbar. In diesem Abgrund findet das Band unserer Lage Einschlag und Knoten, so dass der Mensch ohne dies Mysterium unbegreifbarer ist, als dies Mysterium dem Menschen unbegreifbar ist.“ (Vgl. Fr. 435).

Wir werden hier erinnert an Newman, der in seiner Apologie ähnlich argumentiert.<sup>14</sup> Bei aller Belastung und Erniedrigung ist der Mensch doch nicht so verdorben, dass sein Adel, seine Gottebenbildlichkeit zerstört ist. Pascal sieht eben Größe und Elend als komplexe Antinomie. Es bleibt der *A n k n ü p f u n g s p u n k t* für die Gnade, und in dieser Erlösungsfähigkeit besteht wiederum die Größe des Menschen.

Fr. 529: „Weder eine Erniedrigung, die uns unfähig des Heiles macht, noch eine Heiligkeit frei vom Bösen.“

Fr. 510: „Der Mensch ist Gottes nicht würdig, aber er ist nicht unfähig, seiner würdig gemacht zu werden. Es ist Gottes unwürdig, sich dem elenden Menschen zugesellen, es ist aber Gottes nicht unwürdig, ihn aus seinem Elend zu ziehen.“

Fr. 557: „Es ist also richtig, alles belehrt den Menschen über seine Seinslage, aber man muss genau zuhören; denn es ist nicht richtig, dass alles Gott enthülle, und es ist nicht richtig, dass alles Gott verberge. Es ist aber zugleich richtig, dass er sich vor denen verbirgt, die ihn versuchen und sich denen enthüllt, die ihn suchen, weil die Menschen zugleich Gottes unwürdig wie Gottes fähig sind. Unwürdig, weil sie verderbt sind, fähig auf Grund ihrer ersten Natur.“

Gibt die Lehre von der Erbsünde die Deutung der menschlichen Existenz, so bedeutet *C h r i s t u s* ihre *H e i l u n g* und *E r l ö s u n g*. [250] Fr. 684: „In Jesus Christus aber sind alle Widersprüche ausgeglichen.“

Er ist „Vorbild“ und „Mittelpunkt“ zugleich (Fr. 740). Als Gottmensch, als Sohn Gottes, der uns in allem gleich wurde außer der Sünde, vereinigt er in sich Größe und Elend. Gab es für Pascal keine Mitte zwischen Stoa und Epikureismus, so bedeutet Christus die Mitte auf einer höheren Ebene. Im Gespräch über Epiktet und Montaigne heißt es: „Sie (d.h. die Systeme der Stoa und des epikureischen Skeptizismus) können wegen ihrer Fehler nicht allein bestehen und wegen ihrer Gegensätze sich nicht vereinigen, derart, dass sie sich gegenseitig aufheben und vernichten, um den Platz für die Wahrheit des Evangeliums frei zu machen. Sie ist es, die die Gegensätze durch ein völlig göttliches Vermögen ausgleicht, und die, da sie alles, was wahr ist, in sich vereint und alles, was falsch ist, ausschließt, eine wahrhaft himmlische Weisheit aus ihnen schafft, in der die Gegensätze aufgehoben sind, die für jene menschlichen Lehren unvereinbar waren ... Das ist die erstaunliche und neue Einheit, die Gott allein lehren und die er allein schaffen konnte, und die nichts anderes ist, als ein Bild und eine Wirkung der unaussprechbaren Einheit der zwei Naturen in der einen Person eines Gott-Menschen.“<sup>15</sup>

Fr. 527: „Das Wissen von Gott ohne Kenntnis unseres Elends zeugt den Dünkel. Das Wissen unseres Elends ohne Kenntnis von Gott zeugt die Verzweiflung. Das Wissen von Jesus Christus schafft die Mitte, weil wir in ihm sowohl Gott, als unser Elend finden.“ (Vgl. Fr. 548; 550).

<sup>14</sup> Vgl. M. Laros, *Das Glaubensproblem bei Pascal*, Düsseldorf 1918, 171f.

<sup>15</sup> P. et Op., 160; Wasmuth II, 134f.

So stellt sich in Adam und Christus das ganze Heilsgeschehen dar. In der Sünde Adams war Gott in unendliche Ferne gerückt. Der Mensch hatte seinen Beziehungspunkt verloren und war selbst in die Mitte getreten. Nun ist in Jesus Christus Gott als Mensch erschienen und im Endlichen sichtbar geworden. Christus hat die Sünde Adams und unsere auf sich genommen. In ihm können wir wieder in die Beziehung der Liebe mit Gott treten. Auf zwei Punkten beruht also die christliche Religion: auf Adam und Jesus Christus.

Fr. 523: „Der ganze Glaube besteht in Jesus Christus und in Adam und die ganze Moral in der Erbsünde und der Gnade.“

Christus ist für Pascal der Vollmensch. *Jesus Christ est véritable homme des hommes*. Er umfasst den ganzen Menschen. Nichts Menschliches ist ihm fremd, in ihm erhält alles Ort und Maß. Er hat alles auf sich genommen, um in sich alles zu heiligen und um das Modell für alle Lebenslagen zu sein.<sup>16</sup> [251] Fr. 785: „In jeder Person und in uns selbst vergegenwärtige ich mir Jesus Christus: Jesus Christus als Vater in seinem Vater, Jesus Christus als Bruder in seinen Brüdern, Jesus Christus arm in den Armen, Jesus Christus reich in den Reichen, Jesus Christus ein Arzt und Priester in den Priestern, Jesus Christus ein Herrscher in den Fürsten usw. Denn durch seine Herrlichkeit ist er alles, was groß ist, da er Gott ist. Und durch sein sterbliches Leben ist er alles, was armselig und niedrig ist. Deshalb, um in allen Personen sein zu können und um Vorbild jeder Lebenslage (*modèle de toutes conditions*) zu sein, nahm er diese unglückliche Seinslage auf sich.“

Das bedeutet aber nun gerade nicht, dass Christus Urbild des sogenannten heldischen Menschen oder der harmonischen Persönlichkeit im Sinne des Humanismus ist. Hierzu folgendes sehr tiefe Fragment:

Fr. 800: „Wer lehrte die Verfasser der Evangelien die Eigenschaften einer vollkommenen heldischen Seele, um sie so vollkommen in Jesus Christus zu zeichnen? Weshalb zeigen sie ihn so schwach in der Agonie? Konnten sie standhaftes Sterben nicht schildern? Doch, denn eben der gleiche heilige Lucas stellt den Tod des heiligen Stefan viel gefasster dar als den Jesu Christi.“

Christus ist ja nicht gekommen, um den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. So bedeutet Christentum nicht schon im innerweltlichen Bereich eine Harmonisierung der Gegensätze. Nein, der Abstand zwischen hoch und tief, gross und elend klafft weiter auseinander denn je. Denn das Licht Christi lässt die hohen Gipfel aufstrahlen, leuchtet aber auch tief in die Abgründe der Gottesferne. Leben und Schriften Pascals geben ja selbst Zeugnis von der Melancholie und Traurigkeit, die nach Thomas von Aquin das Ergebnis einer tieferen Weltbetrachtung sind. Der Gekreuzigte Gottessohn bedeutet die ins Paradoxe gezerrte Antinomie von Größe und Elend des Menschen. Am Kreuze wird das Wesen des Menschen offenbar.

Fr. 526: „Die Größe des Heilmittels, das nötig war, die Menschwerdung, zeigt den Menschen das Maß seines Elends.“

Wie groß und wertvoll muss der Mensch andererseits sein, da um seinetwillen Gott dieses alles litt.

Wie begegnet nun der Mensch dem in Christus offenbar gewordenen lebendigen Gott? Er weiß von ihm durch die Schriften des AT und NT. Aber die Offenbarung Gottes ist nicht so enthüllt und klar, dass sie zur Anerkenntnis zwingt. Im Gegenteil, als Gott „erschien, hat er sich noch viel tiefer verborgen, indem er sich in die Menschlichkeit verhüllte. Er war viel leichter zu erkennen, als er unsichtbar war, als jetzt, da er sich sichtbar gemacht hat.“<sup>17</sup>

---

<sup>16</sup> „*et que, comme Dieu et comme homme, il a été tout ce qu'il y a de grand et tout ce qu'il y a d'abject, afin de sanctifier en soi toutes choses, excepté le péché, et pour être modèle de toutes les conditions*“ (Brief vom 17. Oktober 1651; P. et Op., 98).

<sup>17</sup> Brief an Mlle de Roannez von Okt. 1656; P. et Op., 214.

[252] Fr. 578: „Klarheit ist genug, um die Auserwählten zu erleuchten, und Dunkelheit genug, um sie zu demütigen. Dunkelheit ist genug, um die Verworfenen zu blenden, und Klarheit ist genug, um sie zu verdammen und unentschuldigbar zu machen.“

Gott bleibt also auch in der Schrift ein *deus vere absconditus*, und der christliche Glaube kann nicht mathematisch bewiesen werden.

Fr. 233: „Wer also wird die Christen tadeln, wenn sie keinen Beweis ihres Glaubens erbringen können? Sie, die einen Glauben bekennen, den sie nicht beweisen können? Sie erklären, wenn sie ihn der Welt darlegen, dass er ein Ärgernis der Vernunft sei, und da beklagt ihr euch darüber, dass sie ihn nicht beweisen! Bewiesen sie ihn, so hielten sie nicht Wort: Gerade da ihnen Beweise fehlen, fehlt ihnen nicht der Sinn.“

So kann auch nach der Selbsterschließung Gottes in Jesus Christus ein lebendiges Verhältnis zu ihm nur im Glauben begründet werden. Den Glauben aber kann der Mensch nicht durch seine Bemühungen erlangen, er kann die Gemeinschaft mit Gott nicht kraft seiner Natur herstellen, sondern ist darauf angewiesen, dass Gott in der Gnade sich ihm öffnet.

Fr. 430: „Wenn du Gott vereinigt wirst, so bewirkt das die Gnade, nicht die Natur, wenn du erniedrigt bist, so ist das Strafe, nicht Natur.“

Fr. 279: „Der Glaube ist von Gott gegeben: glaubt nicht, wir meinten, er wäre eine Gabe der Vernunft. Das lehren die anderen Religionen nicht von ihrem Glauben. Sie kennen nur die Vernunft, um ihn zu erlangen, die trotzdem nie dahin führt.“

Fr. 248: „Der Glaube ist verschieden vom Beweis: Dieser ist menschlich, jener von Gott eingegeben. *Justus ex fide vivit*.“

Glaube bedeutet für Pascal Lebensbewegung auf Gott hin, ja, der Glaubensakt vollendet sich in der Vereinigung mit Gott. So ist das Aufnahmeorgan nicht die Vernunft, sondern das Herz als Wesensmitte des Menschen, als Personkern, als Schnittpunkt von Leib und Seele, als „Geist, sofern er in Blutnähe gelangt“,<sup>18</sup> als Symbol des ganzen Menschen.

Fr. 278: „Es ist das Herz, das Gott spürt, und nicht die Vernunft. Das ist der Glaube: Gott spürbar im Herzen und nicht in der Vernunft.“

Dabei ist Herz nicht irrational verstanden, das Gefühl im Gegensatz zum Verstand, vielmehr als Seelengrund im Sinne der Mystik. Entsprechend redet Pascal auch von *le fond de l'ame*.<sup>19</sup>

Fr. 283: „Das Herz hat seine Ordnung; der Geist hat die seine, er fordert Grundsätze und Beweise; das Herz kennt eine andere... [253] Jesus Christus, Paulus stehen in der Ordnung der Liebe zu Gott, nicht der des Geistes; denn sie wollten entzünden, nicht unterrichten.“ Schließlich das vielzitierte Fr. 277: „*Le coeur a ses raisons, que la raison ne connait point; on le sait en mille choses*.“

Die Vernunft soll beim Glaubensakt nicht ausgeschaltet sein. Sie soll im Gegenteil zur Vorbereitung und Festigkeit des Glaubens helfen. Aber der Glaube, der nur mit dem diskursiven Denken erfasst ist, ist menschlich und ohne Nutzen für das Heil.

Neben die Vernunft tritt bei Pascal als Mittel zur Vorbereitung des Glaubens die Gewohnheit, d.h. der bloße Vollzug der äußeren Formen.

Fr. 250: „Notwendig muss sich das Äußerliche dem Inneren vereinen, damit man Gott erlange, d.h., dass man sich hinknie, mit den Lippen bete usw., damit der stolze Mensch, der sich Gott nicht unterwerfen wollte, hier der Kreatur untertan sei. Aus diesem Äußerlichen Hilfe zu erwarten ist Aberglaube. Es nicht der innerlichen Hingabe vereinen wollen, ist Hochmut.“

Fr. 233: „Sie möchten zum Glauben gelangen, und Sie kennen nicht den Weg dahin; Sie möchten vom Unglauben geheilt werden, und Sie bitten um die Arznei: lernen Sie von denen, die in Ihrer Lage waren und die jetzt all ihr Gut eingesetzt haben. Das sind die Menschen, die den Weg kennen, den Sie gehen möchten, die von einem Übel genesen sind, von dem Sie

---

<sup>18</sup> Guardini, 187.

<sup>19</sup> Z. B. in: *Discours sur les passions de l'amour*, P. et Op., 127.

gesunden möchten. Handeln Sie so, wie diese begonnen haben: nämlich alles zu tun, als ob Sie gläubig wären, Weihwasser zu benutzen und Messen lesen zu lassen usw. Ganz natürlich wird das Sie sogar glauben machen und verdummen (*abétira*).“

An dem *abétir*, vertieren, hat man vielfach Anstoß genommen und es als Beweis für den Skeptizismus Pascals angeführt. Man kann hier aber auch auf die Praxis der alten Kirche verweisen, die vielfach das deutende Wort erst dem Tun folgen ließ, oder auf das Wort des heiligen Augustinus: „*Fac veritatem et videbis eam*“, und nicht zuletzt auf Joh 7,17: „Wenn jemand den Willen meines Vaters tut, wird er inne werden, ob meine Lehre von Gott kommt“, bzw. Joh 3,21: „Wer die Wahrheit tut, kommt ans Licht.“ Pascal trägt der Erkenntnis Rechnung, dass der Mensch sich im Tun verwirklicht und der Geist nicht der in jeder Hinsicht herrschende Faktor ist, sondern dass der Mensch ebenso viel Automat wie Geist ist.

Doch auch Vernunft und Gewohnheit zusammen können den Glaubensakt nicht herbeiführen. Der Glaubensakt wird gewirkt durch die gnadenhafte Erleuchtung, die Eingebung (*l'inspiration*).

Fr. 245: „Es gibt drei Mittel zu glauben: Vernunft, Gewohnheit, Eingebung. Die christliche Religion, die allein die Wahrheit ist, erkennt die, die ohne Eingebung glauben, nicht als ihre rechten [254] Kinder an, nicht, dass sie die Vernunft und die Gewohnheit ausschliesse, im Gegenteil: man muss seinen Geist für die Beweise offenhalten, sich durch die Gewohnheit darin bewähren und sich den Demütigungen der Eingebung darbieten, die allein die wahre und heilsame Wirkung vollbringen kann: *Ne evacuetur crux Christi*.“

So fasst Pascal in Fr. 282 zusammen: „Denen aber, die den lebendigen Glauben nicht haben, können wir ihn nur durch Überlegung vermitteln, hoffend, dass ihn Gott ihnen durch eine Empfindung des Herzens schenke, denn sonst ist der Glaube nur menschlich und ohne Nutzen für das Heil.“

Lebendiger Glaube kommt also nur zustande, wenn Gott mich in der Gnade berührt. Diese Begegnung kann dann so stark werden, dass der Mensch von der Gnade einfach überwältigt wird. Gott beugt den Menschen zum Glauben, wie Pascal sich mehrfach ausdrückt.

Fr. 284: „Verwundert Euch nicht, wenn ihr einfache Menschen trifft, die ohne zu überlegen, glauben, Gott schenkte ihnen die Liebe zu ihm und den Hass auf sich selbst. Er beugte ihr Herz dem Glauben. Niemand wird wahrhaft und fruchtbar glauben, dessen Herz Gott nicht berührt hat, und man wird glauben, sobald er es berührte. Das ist es, was David wusste: *inclina cor meum, i'n ...*“ (vgl. Fr. 287).

Was bleibt dem Menschen denn zu tun, kann er sich irgendwie auf den Empfang der Glaubensgnade vorbereiten? Die Mithilfe auf Seiten des Menschen ist wichtig, aber im Vergleich zu dem, was Gott tut, nicht bedeutend. Im Mysterium Jesu (Fr. 553) steht: „Während seine Jünger schliefen, hat Jesus ihr Heil gewirkt. Er hat es gewirkt für jeden der Gerechten, während sie schliefen, sowohl in dem Nichts vor ihrer Geburt als in den Sünden seit ihrer Geburt.“ Dagegen heißt es:

Fr. 737: „Gerecht ist es, dass ein Gott, der so rein ist, sich nur denen enthüllt, die ihr Herz gereinigt haben.“

Es ist also höchste Aktivität gefordert. Der Mensch muss sich lösen von der Welt, sein Ich hassen, arm werden und die Leidenschaften ablegen.

Fr. 233: „Bemühen sie sich also, sich nicht etwa durch eine Vermehrung der Gottesbeweise zu bekehren, sondern durch eine Minderung der Leidenschaften.“

Weiter muss der Mensch seinen Vernunftstolz aufgeben.

Fr. 269: „Unterwerfung und Anwendung der Vernunft: darin besteht das wahre Christentum.“

Fr. 272: „Denn nichts ist der Vernunft so angemessen wie dieses Nichtanerkennen der Vernunft.“

Aber auch alles Suchen und die äußeren Werke sind der Dialektik des Menschlichen unterworfen. Sie können heilsam sein, können aber auch den Zugang zum Heil verbauen,

wenn der Mensch nicht Gott, sondern sich selbst in seinen Werken sucht. [255] Fr. 499: „Besser ist es, nicht zu fasten und dabei demütig zu sein, als zu fasten und sich selbst darin wohlzugefallen.“

Fr. 422: „Gut ist es, ermattet und ermüdet von der nutzlosen Suche nach dem wahren Gut zu sein, damit man die Arme dem Erlöser entgegenstrecke.“

Der Mensch muss ganz still und arm werden. Er muss sich bedingungslos Gott ausliefern. Denn „nichts ist feiger, als vor Gott den Heldischen zu spielen“ (Fr. 194).

Fr. 470: „Die wahre Bekehrung besteht darin, dass man sich vor diesem umfassenden Wesen, das man so oft erzürnte, das uns mit Recht jede Stunde vernichten könnte, auslöscht.“

Ist man so restlos arm geworden, dann kann man hoffen, dass in der Schwachheit die Gnade zum Siege kommt.

Fr. 517: „Sei getrost: von dir hast du sie nicht zu erhoffen, sondern im Gegenteil, wenn du von dir nichts erhoffst, sollst du sie erhoffen.“

Aber schließlich ist nach Pascals Überzeugung das, was wir hier als Vorbereitung auf die Glaubensbegegnung behandelten, auch schon von Gott gewirkt. Der Heiland sagt: „Tröste dich, du suchtest mich nicht, wenn du mich nicht gefunden hättest“ (Fr. 553). Dieses dunkle Wort soll doch wohl bedeuten: Bevor der Mensch mich sucht, habe ich ihn schon angeblickt und so steht er schon unter meiner Gnade, mit der ich ihn an mich ziehe.

Wenn hier so eindrucksvoll die Allwirksamkeit der göttlichen Gnade betont wird, so ist dadurch nicht etwa das, was vorher von der menschlichen Mitwirkung gesagt wurde, aufgehoben. Pascal vermag als lebendiger Denker beide Pole festzuhalten, ohne einen von ihnen falscher Systematik zu opfern. Gott bedarf unser, und doch ist alles, was wir tun, von seiner Gnade gewirkt.

An Mademoiselle de Roannez (1656) schreibt er:

„Die von Gott wahrhaft Angerührten zittern, wenn sie die Verfolgung sehen, die nicht nur gegen die Menschen – das hätte wenig zu bedeuten –, sondern gegen die Wahrheit selber vorbereitet wird. Wahrlich, Gott ist sehr verlassen. Ich glaube, wir leben in einer Zeit, da der Dienst, den man ihm leistet, ihm sehr willkommen ist. Er will, dass wir die Gnade unter dem Gleichnis der Natur sehen, und so erlaubt er uns zu denken, dass, wie ein Fürst, der von seinen Untertanen aus dem Lande verjagt wurde, denen, die ihm während des öffentlichen Aufruhrs treu bleiben, mit besonders zärtlicher Liebe zugetan ist, so auch Gott mit besonderer Güte derer gedenkt, die heute die so sehr bedrohte Reinheit der Religion und der Sitten verteidigen. Die Könige der Erde und der König der Könige unterscheiden sich aber darin, dass die Fürsten die Treue ihrer Untertanen nicht bewirken, sondern sie vorfinden, während Gott immer nur [256] untreuen Menschen begegnet. Denn wenn sie treu sind, hat er sie dazu gemacht. So sind die Könige denen, die ihnen gehorsam bleiben, sehr verpflichtet. Die aber in Gottes Dienst verbleiben, schulden ihm unendlichen Dank. Preisen wir ihn also ohne Unterlass, wenn er uns die Gnade erwiesen hat, durch deren Kraft wir ihn in der Ewigkeit preisen werden, und bitten wir ihn, sie uns weiterhin zu schenken und sich unser und der ganzen Kirche zu erbarmen, außerhalb derer nichts ist als Fluch.“<sup>20</sup>

Der Glaubensakt vollendet sich in der Liebe.

Fr. 280: „Wie weit ist es von der Erkenntnis Gottes bis dahin, dass man ihn liebt!“

In der Liebeshingabe des Herzens an Gott besteht erst die wahrhafte Umkehr. Das Ich ist als Mittelpunkt ausgelöscht und Glied am Leibe Christi. Es liebt sich in Gott. „Nur Gott ist zu lieben, das Ich ist zu hassen.“ Alle Liebe ist aber Mitvollzug der Liebe Christi, der uns fähig macht, Gott zu lieben (Fr. 608). In dieser Hingabe der Liebe besteht der letzte Sinn der Gnade. Denn sie ist nicht eine Gabe, bei der man stehenbleiben kann, sondern göttliches Leben, das sich in uns vollenden will. „Die Gnade soll“, schreibt Pascal in einem Brief vom 17. Oktober 1651, „nicht nur einfach in uns vorhanden sein, sondern sie soll Siegen in uns.“

Dabei sieht er das Gnadenleben des Christen organisch vom Leibe Christi her.

<sup>20</sup> P. et Op., 212f.; Übersetzung nach W. Rüttenauer, Briefe des Blaise Pascal, Leipzig 1935, 128.

Fr. 483: „Glied sein heißt: Leben, Sein und Bewegung nur von dem Geist des Körpers und für den Körper zu haben.“

Sind wir aber einmal inne geworden, dass wir Leben, Sein und Bewegung nicht aus und in uns selbst haben, sondern nur als Glieder Christi, mit dem wir uns im Heiligen Geiste dem Vater in der Liebe hingeben, dann liegt für uns die Intensität unseres Lebens, und damit die Größe unserer Freiheit, eben im Masse der Hingabe.

Fr. 480: „Damit die Glieder glücklich sind, müssen sie einen Willen haben und ihn dem des Körpers anpassen.“

Fr. 483: „Liebt man aber den Körper, so liebt man sich selbst, weil alles Dasein in ihm, durch ihn und für ihn ist: *qui adhaeret deo, unus spiritus est.*“

Sinnlos ist es also, Gott gegenüber Abgrenzungen und Vorbehalte zu machen. Denn, wie Pascal in Fr. 479 sagt, „wenn es einen Gott gibt, dann soll man nur ihn lieben und nicht die vergänglichen Geschöpfe“.

Jeder Versuch, die menschliche Freiheit in irgendeiner Form der Selbstbehauptung zu wahren, ist somit krasser Abfall ins Heidentum. [257] Es ist eine dauernde Versuchung des Menschen, doch wieder die Mitte in sich selbst zu suchen. Deshalb ist das Ich hassenswert (*le moi est haïssable*, Fr. 455). Es wehrt sich gegen die volle Eingliederung. Hier liegt die Leidenschaft von Pascals Denken. Wir begreifen, wie er aus dieser Haltung heraus so unerbittlich kämpfte gegen ein Moralsystem, das nach seiner Meinung dem Anspruch Gottes seine Unabdingbarkeit und seine umfassende Geltung, dem christlichen Leben seinen Ernst und seine Größe nahm. Der Kampf Pascals war, wie Mandonnet gesagt hat, der notwendige Protest des empörten christlichen Gewissens.

Freilich müsste hier auch die Kritik an Pascal ansetzen. Sie liegt jedoch nicht im Rahmen dieser Untersuchung. Pascal selbst ist sich seiner Grenzen und Fragwürdigkeit bewusst gewesen:

Fr. 471: „Unrecht ist es, dass man sich an mich hängt, mag man es auch freudig und gern tun; die, in denen ich dies Verlangen zeugte, muss ich enttäuschen, denn ich bin keines Menschen Ziel, und nichts habe ich, um ihnen Genüge zu tun. Bin ich nicht nahe am Sterben? Also wird das, dem sie anhängen, sterben. Und genau wie ich schuldig wäre, machte ich eine Irrheit glauben, auch wenn ich von ihr ohne Zwang überzeugte und man ihr gerne und mit Freuden glaubte, bin ich ebenso schuldig, wenn ich Anlass gebe, mich zu lieben, und wenn ich die Menschen verführe, sich an mich zu binden.“

Die Gnade hat im Sterben an Pascal erfüllt, was an seinem Leben und Werk Bruchstück und einseitig war.

Er starb 39jährig, und zwar aus Liebe zu einem kranken Kinde, fern von seinem Heim und unter fremdem Dach.<sup>21</sup> Als seine jansenistische Umgebung ihm die heilige Kommunion verweigerte, wünschte er ins Hospital der unheilbar Kranken geschafft zu werden, damit, wenn er sich schon nicht der Kommunion mit dem Haupte erfreuen durfte, er wenigstens Gemeinschaft mit seinen ärmsten Gliedern hätte. Weil er nicht mehr transportfähig war, musste dieser Wunsch unerfüllt bleiben. Erst als er nach heftigsten Krämpfen und tiefer Bewusstlosigkeit zu sich kam, machten die Verwandten die hartnäckig verweigerte Spendung der Wegzehrung möglich. Kurz danach starb B. Pascal am 19. August 1662; seine letzten Worte waren: „Möge Gott mich nie verlassen!“

Pascal, ebenso Augustinus und Kierkegaard, Männer, die nach einem Wort Theodor Haeckers in der Nachfolgeschafft des heiligen Paulus „nie vergaßen, dass auf dem Boden des Evangeliums auch – das Kreuz steht,<sup>22</sup> haben heute eine besondere Mission. Die Botschaft [258] Pascals von dem Rätsel Mensch in seinem Elend und seiner Größe, einem Rätsel, das

<sup>21</sup> Vgl. den Bericht seiner Schwester Gilberte Pascal-Périer; übersetzt von W. Rüttenauer in: Blaise Pascal, Vermächtnis eines großen Herzens, Leipzig 1938, LXXX – LXXXVIII.

<sup>22</sup> Theodor Haecker, Ein Nachwort, Hellerau 1918, 31.

\* Personen und Wirkungen. Biographische Essays, Mainz 1979, 202-206.

nur das Christentum mit seiner Verkündigung des Gott-Menschen Christus, des Gekreuzigten und Auferstandenen, zu lösen weiß, kann von unserer Generation viel unmittelbarer verstanden werden. Wir haben das Elend des Menschen erfahren, haben Systeme zusammenstürzen und als illusionär, ja verlogen, entlarvt gesehen. Uns stellt heute eine Philosophie den Menschen als geworfen ins Nichts vor. Wir sollten ihr das nicht auszureden versuchen, sollten sogar dankbar sein, dass Sartre u.a. den Bankrott des gottlosen Menschen so deutlich machen. Freilich wissen wir, dass diese Philosopheme der Wirklichkeit des Menschen nicht gerecht werden.

Elend und Größe des Menschen sind eben nur bei Christus und in Christus „aufgehoben“. Der Christ, und wohl er allein, kann angesichts der Wirklichkeit, der er nüchtern und ohne Illusion sich offenhält, noch Optimist sein, sich der Werte dieser Welt erfreuen und ihrer sich annehmen. Er wird nicht der Versuchung zum Nihilismus erliegen, auch wenn dieser sich interessant oder gar heroisch gebärdet.